

Es kostet Geld, und das wurmt Häuptling Selakuku. Aus zwei Gründen: Es ärgert ihn, zu sehen, wie seine Stammesgenossen ihr Geld in sinnloser Weise vergeuden, und überdies hat der Häuptling selbst ein Geschäft, und sein Stamm könnte ebensogut bei ihm nützliche Dinge einkaufen. Der große Häuptling ist ein Anhänger des Grundsatzes „Kaufe zu Hause ein!“

Sonderbar, wie es auch klingen mag, niemand anders als Douglas Fairbanks ist für die Postversandkatalog-Epidemie unter den Hopis verantwortlich zu machen. Und Mary Pickford ist auch schuld daran. Es kam folgendermaßen:

Joe Selakuku ist ein gebildeter Hopi-Indianer, und mehrere Jahre nach seiner Schulentlassung betätigte er sich in dem bekannten Touristengebiet am Rande des Großen Cañon, wo er jeden Nachmittag mit einer Gruppe anderer Hopis Stammestänze vorführte, eine interessante Darbietung, der viele Tausende von Touristen aus allen Teilen der Welt beigewohnt haben. Auch Douglas Fairbanks und Mary Pickford besichtigten den Großen Cañon und interessierten sich für die Stammestänze. Ja sie gingen sogar so weit, sich selbst mit der Darbietung eines Indianertanzes zu produzieren. Die entzücktesten Zuschauer dieser Bläßgesicht-Vorführung waren Hopi-Indianer, die begeistert lachten. Douglas und Mary befreundeten sich mit den Hopis, und das sollte böse Folgen haben.

„Woher hat der weiße Mann dieses Kind einer Uhr?“ fragte ein stämmiger Indianer, indem er auf Douglas' Armbanduhr wies. Douglas sagte es ihm oder versuchte wenigstens, es ihm zu sagen. Von einem Juweliergeschäft war hierbei zunächst nicht die Rede. Die Rothäute besingerten Fairbanks' Ringe, sein seidenes Taschentuch und seinen gestrickten Sweater und ebenso Marys Schleier und Handtäschchen und Schmuck und zogen eingehende Erkundigungen ein. Douglas, bemüht, ihnen gefällig zu sein, dachte nach, wie er seinen Hopi-Freunden behilflich sein könnte. Plötzlich kam ihm ein Einfall. „Hat irgend jemand vielleicht einen Postversand-Katalog?“ fragte er die neugierig herumstehenden Zuschauer. Ja, ein Waldhüter hatte einen, ein großes, dickes Buch voller Bilder. Er lief in seine Blockhütte, um es zu holen. Douglas zeigte den Katalog den Indianern, und erregte damit ihre Begeisterung.

Das war vor einigen Jahren, und nun möchte der große Häuptling Selakuku Douglas Fairbanks am liebsten skalpieren! „Meine Leute müssen einen Monat oder länger an einer schönen Decke weben, die sie dann mir als ihrem Handelsbevollmächtigten für fünf bis zehn Dollar verkaufen“, sagt Häuptling Joe Selakuku. „Dann, anstatt sich für das Geld Mehl und Kaffee und Konserven zu kaufen, gehen sie zum Regierungsvertreter der Reservation und verlangen, daß er ihnen irgendeinen Schund aus dem Katalog bestelle. Und wenn sich dieser weigert, gehen sie zu irgendeinem andern weißen Bekannten, der lesen und schreiben kann. Sie vergeuden auf diese Weise viele Tausende Dollar, und die Gewohnheit nimmt immer mehr überhand. Ich gebe zu, daß ich es gern sähe, wenn sie bei mir einkauften, aber auch, wenn sie unbedingt anderswo einkaufen müssen, ist es mir durchaus nicht gleichgültig, ob sie Dinge, die sie brauchen, einkaufen oder Lappereien. Die Postversandhäuser verkaufen auch gute, nützliche Waren. Ich habe meine Leute gedrängt, solche Sachen zu kaufen. Doch nein, das wollen sie nicht. Sie wissen, daß die Regierung ihnen ein bißchen Nah-

rung und Kleidung geben wird, für ihr Geld wollen sie aber andere Dinge. Schund, hauptsächlich.

Eines Tages kam Charlie „Kühner Berg“ zum erstenmal in seinem Leben in die Stadt Flagstaff in Arizona und sah dort den ersten wirklichen Eisenbahnzug, eine große, furcht-einflößende Lokomotive. Sie bezauberte Charlie, und zwei Tage lang starrte er fast ununterbrochen auf sie. Dann ging er wieder nach Hause. Bald nachher durchblätterte er einen jener dicken Postversandkataloge und gewahrte plötzlich eine Abbildung — so dachte er wenigstens — eben jener großen Lokomotive! Nun wußte der „Kühne Berg“, daß man mit ein bißchen Geld alles kaufen kann, was im Katalog gezeigt wird. Und er hatte ein paar Dollar vom Holzschleppen aufgespart. So band er sein Manttier los und ritt zu einem bekannten Bleichgesicht, Katalog und Geld mitnehmend. Er mußte diese Lokomotive haben. Mit seinen vier Dollar und zwanzig Cent wollte er sie kaufen. Das sagte er seinem weißen Freunde. Der grinste. Die Lokomotive wurde bestellt. Sie kostete nur 98 Cent — einschließlich Versandspesen. Charlie sagte, das sei ein Spottpreis. Es liegen keine genaueren Berichte über Charlies Verhalten nach Empfang der Spielzeug-Lokomotive vor. Aber es ist bezeugt, daß er sie später John, dem „Kuorrigen Stamm“, gegen zwei Pferde, einen Sattel, etwas Hammelfett und ein Säckchen Zigarrenstummel mit Glocke, Schienen und allem Zubehör verkaufte.

Die meisten Bestellungen der Indianer bei den Postversandhäusern entspringen kindlicher Neugierde. Nur Süßigkeiten bilden einen ständigen Posten. Sie strömen mit der Post in großen Mengen in die Indianer-Reservationen. Jeder Indianer, der einmal dem Zauber des Postversands erlegen ist, läßt sich Zuckerwaren kommen so oft, wie er es sich nur leisten kann.

Eine Woche ständiger Arbeit ist erforderlich, um eine jener hübschen bemalten Indianerschüsseln herzustellen, die sie für einen oder zwei Dollar verkaufen. Man sollte glauben, daß der indianische Töpfer oder Deckenweber sein Geld hoch einschätzen würde, wenn auch seine Squaw den größten Teil der wirklichen Arbeit verrichtet. Doch nein, er weiß gewöhnlich seine zwei Dollar nicht besser anzulegen, als indem er sich dafür eine Packung Gummibonbons und ein paar Tafeln Schokolade kauft. Süßigkeiten waren dem roten Manne lange unbekannt. Nun, da er sie sich durch die Post zusenden lassen kann, ohne daß er zehn bis fünfzehn Meilen zum nächsten Warenhaus reiten muß, macht er von dieser Möglichkeit reichlich Gebrauch. Und seine Squaw und seine Kinder sind glücklich, wenn sie auch nur lutschen dürfen.

Ein junger indianischer Bursche besuchte das Theater des weißen Mannes in Flagstaff und hielt das Gesehene für den Gipfel der Kunst. Als er erfuhr, daß all die herrlichen Bilder aus einer Maschine kämen, wollte er die Maschine unbedingt sehen. Das wurde ihm erlaubt. Dann ging er nach Hause. Zufälligerweise sah er die Abbildung eines Kinder-Filmapparats in einem Postversand-Katalog. Da war dieses Zauberding, das wirkliches Leben auf eine Leinwand hegen konnte, genau so, wie er es gesehen hatte. Er konnte nicht lesen, aber weiße Freunde sagten ihm, daß die Maschine 2,49 Dollar kostete. Er sparte und ließ sich den Apparat durch die Post kommen. Er hatte einen sehr dünnen, langen Schweif mit einem Knoten am Ende. Er nahm